

STEFAN VAN CALSTER · LÖWEN

Sakramente im Leben des Christen

Zur Pastoral der »Saisonchristen«

Man wird nicht durch Geburt oder Abstammung ein Christ, sondern durch die Begegnung mit Christus selbst. Für die Katholiken sind diese Orte der Begegnung die Sakramente. »So werden Menschen durch die Taufe Teil des Ostermysteriums Christi.« Christliches Leben wird somit begründet durch das Sakrament der Taufe. Es wird darüber hinaus genährt, gestärkt und geheilt durch Wort und Eucharistie, das Sakrament der Kranken und das der Versöhnung. Weiter werden wichtige Schritte im Leben des einzelnen besiegelt mit einem Sakrament: die lebenslange Treue durch das Sakrament der Ehe, das Erwachsenwerden durch die Gabe des Geistes im Sakrament der Firmung, die Berufung zur Mittlerschaft zwischen Gott und der Menschheit durch die Gnade des Priestertums.

So dürfen christliches Leben und die Sakramente nicht getrennt werden. Denn »die Liturgie ist der Höhepunkt, um den die Kirche sich in all ihrem Tun bemüht und zugleich die Quelle, die ihr die ganze Kraft gibt«. Dennoch müssen wir heute feststellen, daß in unseren westlichen Ländern etwa 90% der Getauften kein reguläres sakramentales Leben mehr führen. Das ist ein ernsthaftes pastorales Problem.

I. SAISONCHRISTEN: DIE PROBLEME

Die Teilnahme an den Sakramenten wird oft auf »wichtige« Momente des Lebens reduziert: Taufe, erste Kommunion und Firmung, Eheschließung und Beerdigung. Manchmal sagt man mit einem Lächeln – aber in Wirklichkeit ist es dramatisch –, daß diese Menschen viermal in ihrem Leben

STEFAN VAN CALSTER, Jahrgang 1937, lehrte Pastoraltheologie und Homiletik am Erzbischöflichen Seminar Mechelen-Brüssel und am Johannes XXIII.-Seminar in Löwen; er ist Chefredakteur der flämischen Ausgabe von »Communio«. Sebastian Greiner übertrug den Beitrag aus dem Englischen.

eine Kirche betreten: zweimal werden sie getragen, nämlich bei der Taufe und der Beerdigung, und zweimal kommen sie selbst, bei der Firmung und der Hochzeit. Andere sagen: Sie kommen zur Kirche, wenn die Glocken für sie persönlich läuten.

In der Theologie werden verschiedene Begriffe verwendet, um diese Christen zu kennzeichnen: »Randchristen, Saisonchristen, low christians, chrétiens festifs.« Alle haben eines gemeinsam: sie trennen sich weitgehend vom liturgisch-sakramentalen Leben der Kirche. Aber auch was Glaube und Lebensführung anbelangt, haben sie sich von der Lehre der Kirche weit entfernt.

Dennoch wenden sich diese Saisonchristen manchmal an die Kirche, um Sakramente zu empfangen. Wie in der früheren DDR das kommunistische Regime die »Jugendweihe« als Ersatz für die Firmung benutzte, um das Erwachsenwerden zu interpretieren, so scheinen die heutigen Saisonchristen die Sakramente zu benötigen, um nicht-alltägliche, krisenhafte Übergänge im Leben zu deuten. Deshalb möchten sie zu diesen vier Anlässen zur Kirche kommen: zu Taufe und Tod, zu Maturität und Eheschließung.

Wir sprechen von »Saisonchristen«, weil sie sich nur bei »saisonalen Änderungen« des Lebens an die Kirche wenden. Wir fragen in pastoraler Rücksicht, wie die Sakramente diesen Getauften von größerem Nutzen sein können.

1. Der Ursprung des Problems: Getauft, aber kein reguläres sakramentales Leben

Unregelmäßiger oder seltener Sakramentenempfang ist sicher kein neues Problem in der Kirche: Neu ist aber, daß es in unseren Breiten erschreckende Ausmaße angenommen hat.

Die Christen kamen ursprünglich von den Juden her und blieben den jüdischen Gebetszeiten und Gewohnheiten treu. Darin folgten sie Jesus selbst und gingen zur Stunde des Tempelopfers in die Synagoge: Mk 14,32; Lk 6,12. Die ersten Christen hielten zunächst an den jüdischen Gebetsgewohnheiten fest, wie die Apostelgeschichte schreibt: Apg 3, 1–2; 10,9.

Sie trafen sich auch »am ersten Tag der Woche«, dem Tag der Auferstehung und Sendung, dem Tag, den der Herr gemacht hat: Mt 28,1; Mk 16,1; Lk 24,1; Joh 20,1; Joh 20, 21–23. An diesem Tag traf sich die Gemeinschaft am Abend zum Brotbrechen: Apg 20,7. Aus einem Brief des Plinius an den Kaiser Trajan wissen wir, daß die Christen sich am ersten Tag der Woche zweimal versammelten: früh am Morgen zu einer Art Wortgottesdienst und am Abend zum Mahl. Infolge des kaiserlichen Verbotes wurden die abendlichen Versammlungen jedoch ausgesetzt und auf den Morgen ver-

legt. An diesem Wendepunkt wurde das Mahl aufgegeben, und die Liturgie, wie sie Justin Mitte des 2. Jahrhunderts beschrieb, entstand. Aus dieser entwickelte sich später der Sonntagsgottesdienst.

Zu Anfang gab es kein Sonntagsgebot. Die Christen nahmen wie selbstverständlich am Gottesdienst teil. Er war ein Bestandteil ihrer christlichen Existenz, ihr Charakteristikum. In der *Didache* (zw. 80–120 n. Chr.) lesen wir: »Versammelt euch alle am Tag des Herrn, brecht das Brot und sagt Dank, nachdem ihr zunächst eure Sünden bekannt habt, auf daß euer Opfer rein sei.«

An dieser Feier teilzunehmen war ein Zeichen der Zugehörigkeit zu Christus. Man drückte seinen Dank für und seine Freude über die Zugehörigkeit zu der Gemeinschaft aus. Dadurch trennten sich auch Christen und Juden schließlich voneinander, so daß Ignatius von Antiochien (110 n. Chr.) sagen konnte: »Andere feiern ›immer noch‹ den Sabbath, wir aber den Sonntag. Ohne diesen Tag können wir nicht leben.«

Diese außergewöhnlich glückliche Situation, in der jeder sich engagierte und an den Versammlungen teilnahm, änderte sich jedoch allzu früh. Das Konzil von Elvira (306 n. Chr.) mußte diejenigen warnen, die dem Sonntagsgottesdienst fernblieben: »Wer drei Sonntage lang nicht zur Kirche kommt, wird ausgeschlossen.«

Mitte unsere Jahrhunderts (Frankreich 1943) veröffentlichten H. Godin und Y. Daniel das Buch: »La France, pays de mission?« Die Mißstände, die sich an der Basis zeigten, wurden hier systematisiert; es ging um die Unfähigkeit der organisierten Gemeinde, die fortschreitende Säkularisierung im gläubigen Frankreich zu bekämpfen.

Trotz der kirchlichen »Organisationen« leeren sich die Gotteshäuser rapide. Der Grund: die Organisation sollte sich nur an diejenigen wenden, die bereits Katholiken sind. Sie besetzen nur eine Position *ex negativo*: sie bieten Schutz vor Gefahren. Darüber hinaus werden die Menschen von ihnen nicht angesprochen. Von der Arbeit auf Gemeindeebene geht keine attraktive Ausstrahlung aus: sie ist damit nicht missionarisch. Das Ergebnis: eine weitreichende Säkularisierung, die immer größere Dimensionen annimmt.

Das Ende dieser Entwicklung scheint noch nicht in Sicht zu sein. Am 13. Februar 1998 kündigte *La Croix* an, daß die Zahl der Pfarreien im Département Meurthe-et-Moselle (Frankreich) in den nächsten fünf Jahren von 646 auf 52 reduziert wird.

Offensichtlich konnten die Sanktionen des Konzils von Elvira gegen diejenigen, die nicht regelmäßig am Sonntagsgottesdienst teilnehmen, nicht verhindern, daß große Gruppen von Getauften trotz allem nicht regelmäßig an religiösen Versammlungen teilnehmen.

Im Kirchlichen Gesetzbuch wurden diese Maßnahmen später juristisch

sanktioniert. Der Canon 1248 des Codex Iuris Canonici von 1917/18 bestimmt: »An allen Festen, zu welchen nach can. 1247 § 1 auch der Sonntag gehört, muß man an der Messe teilnehmen.« Wir bemerken allerdings, daß dieser Codex nur von der Verpflichtung spricht, diese aber nicht mit einer Motivation verbindet.

Im neuen Codex von 1983 ist diese Verpflichtung erhalten geblieben; sie wird aber begründet: so heißt es in can. 1246 § 1: »Der Sonntag, an dem das österliche Geheimnis gefeiert wird, ist aus apostolischer Tradition in der ganzen Kirche als der gebotene ursprüngliche Feiertag zu halten.«

2. Der Ursprung: Verpflichtung statt Motivation

Säkularisierung ist ein Symptom für etwas anderes. Es gibt möglicherweise verschiedene Ursachen, die sie ausgelöst haben. Eine von ihnen wollen wir etwas genauer ansehen: das Fehlen einer inneren Motivation bei den Getauften und ihre Unkenntnis dieses Mangels.

In einer christlichen Gesellschaft wurde der Sakramentsempfang als selbstverständlich angesehen. Deshalb wird in Predigt und Pastoral der Verpflichtung und den Sanktionen bei Nichtbefolgung große Aufmerksamkeit gewidmet: Sie müssen ihre Kinder taufen lassen, sonst werden sie nach ihrem Tod nicht in den Himmel gelangen; sie müssen am Sonntagsgottesdienst teilnehmen, andernfalls leben Sie in tödlicher Sünde, und werden nach ihrem Tod in die Hölle kommen ...

Die Verpflichtung wurde mit einer Drohung begründet: die Strafe der Hölle. Aber so motiviert man auf indirekte Weise, durch Lohn und Strafe. Man betet keine Begründung für die Sache selbst an: Was trägt die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst positiv zu meinem christlichen Leben bei, heute und später? Eine Antwort auf diese Frage wäre eine direkte Motivation für den Sakramentsempfang selbst.

Indirekte Motivierung wird oft in der Kindererziehung praktiziert. Wenn du erfolgreich lernst, bekommst du »ein neues Fahrrad«: du wirst gute Noten und das Thema bewältigt haben. Sekundäre Motivation ist in einem bestimmten Stadium der Entwicklung notwendig, weil die Kinder die direkte Motivation noch nicht verstehen können: Lernen für das Leben! man muß aber einräumen, daß diese Art der Motivierung nicht bei allen Kindern den selben Erfolg hat.

Die indirekte Motivation zum Sonntagsgottesdienst, welche die Kirche auf dem Konzil von Elvira verkündete, funktioniert heute gar nicht mehr. Und da man sich ganz auf sie konzentriert hatte, entstand ein Vakuum: Mangel an Motivation zur Teilnahme am Sonntagsgottesdienst, oder keine Einsicht in die direkte Motivation.

In den sechziger Jahren konnte man pastoral interessierte Menschen sagen hören: »Der Sonntagsgottesdienst ist nicht das Wichtigste. Die besten Christen sitzen am Sonntag nicht in der Kirche.« Sie konnten offenbar selbst keine klare Motivierung formulieren. In einem zunehmenden ideologischen Pluralismus, in dem verschiedene andere Überzeugungen auftreten, ist gerade dies am wichtigsten. Unter diesen Umständen müssen die Christen eine persönliche Wahl treffen, die nur dann positiv ausfallen wird, wenn sie für »die Sache selbst« votieren. In einem ideologischen Pluralismus verlieren sekundäre Motive jede Kraft.

3. Voraussetzungen zum Verständnis der Motivation

Die Liturgiekonstitution des 2. Vatikanischen Konzils sagt, daß die Eucharistie die Quelle und der Höhepunkt des christlichen Lebens ist. Die Eucharistie ist *das* Sakrament, das in Wort und Symbol das abbildet, was es bedeutet: unsere Erlösung. Christus ist selbst das Sakrament: durch ihn (sein Leben, Leiden, Tod und Auferstehung) wird Gottes Heilswerk in unserer Welt sichtbar. Deshalb kann Jesus sagen: Wer mich sieht, sieht den Vater (Joh 14,9).

Es gibt aber einige Voraussetzungen, um dies zu verstehen. Sie sind auch für die Teilnahme an den liturgischen Feiern der Sakramente von Bedeutung.

Erstens muß man davon überzeugt sein, daß das tiefste Wesen der Sakramente nur ausgedrückt und ausgesagt werden kann im Kontext des Glaubens. Der Nicht-Glaubende wird leicht einsehen und verstehen, daß eine Gemeinschaft am Sonntag »zusammenkommt« und »feiert«, daß man in den Lehren unterwiesen wird, und daß es eine große Unterstützung für die Gemeinschaft bedeutet. Diese Elemente einer guten Feier sind sehr wertvoll, drücken aber noch nicht das Wesen des christlichen Sonntagsgottesdienstes aus: die Liturgie, daß Jesus Christus sich selbst dem Vater opferte und die weitergetragen und aufs neue realisiert wird in der Liturgie der Kirche.

Das bringt uns zu einer zweiten These. Unser Glaube ist Glaube an einen Gott, der sich selbst offenbart. Wir hängen nicht einer Ideologie oder Philosophie an, sondern einer historischen Religion, die auf Jesus Christus zurückgeht und auf die Geschichte Gottes mit seinem Volk im ganzen Alten und Neuen Bund. Unser Glaube begründet sich in geschichtlichen Tatsachen und Ereignissen. Ohne Christus und seine Heilssendung gäbe es keine Christen. Die Sendung Christi war die Verkündigung des »Himmelreiches und seines Kommens«. Wer das nicht glaubt, kann das Wesen der Liturgie der heutigen Kirche nicht verstehen. Es geht hier tatsächlich um die Fortsetzung von Christi Heilswerk in und durch seine Kirche.

Dieser Glaube wurde uns überliefert. Er ist »Tradition«. Mit anderen Worten: Wir haben unseren Glauben nicht durch uns selbst. So wichtig Glaubenserlebnisse auch sein können, sie drücken doch nicht den ganzen Glauben aus. Zwischen unserer Erfahrung und der Verheißung, die in Jesus Christus geschah, wird immer eine Spannung bestehen, die erst überwunden ist, wenn der Herr »alles in allem« sein wird. Erst dann werden wir nicht mehr in einen »verhüllten Spiegel« sehen, sondern »von Angesicht zu Angesicht«. Auch im Sonntagsgottesdienst kommt die Offenbarung vor der Erfahrung. Wir können die Liturgie nicht aus uns selbst heraus feiern, da wir sündige und schwache Menschen sind. Es ist der Herr, der, indem er selbst die Kanzel besteigt, uns befähigt, an der Liturgie, die er Gott, seinem Vater, darbringt, teilzunehmen.

Diese geoffenbarte Religion kann man nicht individuell erfahren. Es ist ein gemeinschaftliches Geschehen. Wie niemand ohne menschliche Gesellschaft leben kann, so kann kein Glaube existieren ohne die glaubende Gemeinschaft. Darüber hinaus verlangt diese Gemeinschaft nach Anführern, die Verantwortung übernehmen. Auch ein gemeinschaftliches Ereignis muß geleitet und begleitet werden. Dazu sind freigestellte und freiwillige Personen notwendig.

Das Ziel des Liturgiefeierns kann in der Überzeugung gesehen werden, daß die Vollendung des Menschen erst dann realisiert sein wird, wenn der Herr alles in allem sein wird. Für die Katholiken ist diese endgültige Befreiung der Menschheit konzentriert im Kommen des Herrn. Die Liturgiekonstitution sagt: Die Christen »sollen Gott danksagen und die unbefleckte Opfergabe darbringen, nicht nur durch die Hände des Priesters, sondern auch gemeinsam mit ihm und dadurch sich selber darbringen lernen. So sollen sie durch Christus, den Mittler, von Tag zu Tag zu immer vollerer Einheit mit Gott und untereinander gelangen, damit schließlich Gott alles in allem sei« (SC 48).

Die Liturgie betrifft somit das Heil des Menschen oder seine spirituelle Befreiung. Denn es gibt den primitiven Menschen, der unfrei ist und etwa in der Dritten Welt in der Furcht vor »Göttern« lebt. Es gibt aber auch den modernen Heiden, der sehr eindrücklich die Leere der Existenz erfährt. Der Christ sieht Menschen, die isoliert und entfernt von Gott und damit in Sünde leben. Allein das Kreuz Christi schlägt die Brücke zwischen Himmel und Erde. Nun können die Menschen sich wieder direkt an Gott den Vater wenden, dank der Erlösung durch Jesus Christus. Denn dieser Christus wurde vom Vater gesandt.

All dies impliziert einige Voraussetzungen: Eine philosophische und anthropologische Sichtweise des Menschen, in welcher die Religion einen unverwechselbaren Platz einnimmt. Wir nehmen tatsächlich ein religiöses Verlangen an, das der menschlichen Natur innewohnt. Wer behaupten

würde, er hätte dieses Verlangen nicht, oder leben würde, als ob er es nicht hätte, würde seine menschliche Existenz verfehlen. Er kann es vielleicht verdrängen. Dann aber lebt er wie ein Versehrter in der Welt.

In unserer christlichen Deutung des Menschen haben wir für das religiöse Verlangen des Menschen einen bestimmten Namen und kennzeichnen auch seinen Ursprung. Denn die Bibel lehrt uns, daß der Mensch nach dem Bild Gottes geschaffen worden ist. Diese Überzeugung wurde in der Pastoral-konstitution über die Kirche in der Welt, *Gaudium et Spes*, ausgearbeitet, wo unzweideutig gelehrt wird: »Die Heilige Schrift lehrt nämlich, daß der Mensch «nach dem Bilde Gottes» geschaffen ist, fähig, seinen Schöpfer zu erkennen und zu lieben, von ihm zum Herrn über alle irdischen Geschöpfe gesetzt, um sie in Verherrlichung Gottes zu beherrschen und zu nutzen« (GS 12).

Aber in all dem ist mehr als »evangelische Inspiration«. »Liturgie ist immer Verherrlichung Gottes des Vaters und von daher auch Heiligung des Menschen in und durch Jesus Christus« (vgl. SC 7). Für die Katholiken ist sicher eindeutig, daß alle Liturgie von Jesus von Nazareth inspiriert wurde und sich direkt an Gott, den Vater, richtet. Wir feiern Jesu Gedächtnis und Gedenken seines Todes und seiner Auferstehung. Mehr noch: Wir glauben auch, daß er seinen Geist gesandt hat, der nun in der Kirche wirkt. Die »Epiklese« und die Bitte um den Hl. Geist in den anderen Sakramenten bringen dies zum Ausdruck.

Damit benennen wir eine letzte Voraussetzung: Kirche findet in einem kirchlichen Kontext statt.

II. SAISONCHRISTEN UND SAKRAMENTE

Den Saisonchristen fehlt es an innerer Motivation und an Information über die Sakramente. Damit muß sich die Pastoral befassen. Diesem Thema wenden wir uns jetzt zu.

1. Jesus ist der Repräsentant seines Vaters

Jesus wirkte in der Synagoge von Nazareth als »Repräsentant Gottes, des Vaters«. Er kündete den Beginn eines neuen Zeitalters an, während er aus dem Buch Jesaja vorlas und beendete seine Rede: »Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe, damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde ... Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt« (Lk 4,18.21). Mit Jesus beginnt eine neue Ära für die Mensch-

heit: die Ära der Barmherzigkeit Gottes. Die Menschheit findet sich jetzt in einer neuen Situation vor: Die Feindschaft zwischen Gott und Mensch ist beendet. Was Jesus ankündigte, das geschah auch. Es wurde verwirklicht, weil ER der Stellvertreter des Vaters ist. Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, offenbart uns so den Vater. Durch ihn wurde der Vater sichtbar in unserer Welt: »Wer mich sieht, sieht den Vater« (Joh 14,9). Er ist das »Sakrament« des Vaters.

Nach seiner Auferstehung gab Jesus seinen Jüngern den Auftrag, »zu tun, was er getan hat«. Dadurch wurde seine Autorität von Generation zu Generation in der Kirche weiter gegeben. So wird die Kirche durch Christus zum »Treffpunkt« mit Gott. Sie ist nicht einfach nur Heilmittel, sondern das Heil Christi selbst: das sichtbare Zeichen (Sakrament) seines Heils. Obwohl so die ganze Kirche sakramental strukturiert ist, hat Jesus Christus in einer siebenfachen sakramentalen Symbolik sein Heilswerk den je besonderen menschlichen Bedürfnissen nach Heil zugewendet: in den Sakramenten.

2. Die Sakramente als Orte der Begegnung mit Jesus Christus

a. Die Feier: Für jede Feier, auch für die weltliche, ist kennzeichnend, daß ein Ereignis aktualisiert wird, das für die Gemeinschaft konstitutive Bedeutung hat. Wir denken an den Geburtstag unserer Eltern, den Namensstag eines Freundes, den Jahrestag einer Priesterweihe. Jede Feier scheint in die Vergangenheit zurückzuweisen. Diese wird in Erinnerung gerufen, während man sich zugleich auf die Zukunft freut. In der Gegenwart, also während der Feier, scheinen beide Aspekte in einem einzigen Moment zusammenzufallen. So hat jede Feier eine Vorbereitung und eine länger anhaltende Wirkung. Das letzte Ziel des Festes ist aber nicht dieses selbst. Man begeht hier vielmehr die Höhepunkte des Lebens, auf das man die Zukunft, die vor einem liegt, besser meistern kann. So isoliert die Feier des Lebens auch dasteht – der Alltagstrott wird ja unterbrochen – so wichtig ist doch die Verbindung des Festes mit dem Leben. So erhellt die wirkliche Feier die Existenz und interpretiert das Leben. In jeder Feier werden die Menschen von der Gemeinschaft, die mit ihnen feiert und sie begleitet, unterstützt. Nur in dem Maß, in dem man wirklich am Fest partizipiert, wird auch das eigene Leben betroffen.

b. Die Eucharistie. *Offenbarung*: Diese wenigen Charakteristika von weltlichen Gedächtnisfeiern lassen sich auch in der sonntäglichen Eucharistiefeier feststellen. Wir wollen nun zeigen, was das bedeutet.

Als Erinnerungsfeier vergegenwärtigt die Liturgie die Tat Christi, die die christliche Gemeinschaft konstituiert hat. Diese ist der »Ursprung« und

»Höhepunkt«. Von daher lebt die christliche Gemeinschaft; während der Feier drückt sie ihre Zustimmung dazu aus. In der lit. Feier wird auch eine Verbindung zum Leben hergestellt, während auf der anderen Seite der expressive Charakter der Feier betont wird.

Im täglichen Leben erfährt der Mensch eindrücklich die Unabgeschlossenheit des Heiles, während in der Feier die endgültige Verwirklichung des geschehenen Heils vorweggenommen wird. So sagt die Liturgiekonstitution eindeutig: »In der irdischen Liturgie nehmen wir vorkostend an jener himmlischen Liturgie teil, die in der heiligen Stadt Jerusalem gefeiert wird, zu der wir pilgernd unterwegs sind« (SC 8).

Die Spannung zwischen der Erfahrung von Brüderlichkeit und deren Feier als »Kinder desselben Vaters« ist kennzeichnend für die christliche Liturgie. Als geoffenbarte Religion ruft das Christentum in seiner Liturgie das Christusereignis in Erinnerung.

Die liturgische Feier ist somit ein Gedächtnis, in dem Christus und seine Taten zum Subjekt des Glaubens und zum Objekt der Feier werden. Die Feier bringt nicht einfache nackte Tatsachen der Heilsgeschichte in Erinnerung; die Gemeinschaft wird vielmehr durch Lob und Dank in das Ereignis, das sie begründet hat, selbst einbezogen. Der Märtyrer Justin sagt darüber: »Am Sonntag halten wir eine Versammlung ab, da es der erste Tag ist, an dem Gott die Welt aus Chaos und Dunkelheit geschaffen hat; und weil Jesus Christus, unser Retter, an diesem Tag vom Tode auferstand.« In der Eucharistie wird schon heute vorweggenommen, was die Welt einmal sein wird, wenn Gott alles in allem ist.

Erfahrung – Identifikation: Die Identifizierung mit dem gefeierten Geheimnis ist für das Leben und die Erfahrung wichtig. Der Übergang von bloß Zuhörenden zu wirklich Teilnehmenden, vom Gedächtnis der Heilstatsachen zum aktiven Bekenntnis geschieht in der Feier nicht von selbst. Damit der Teilnehmer wirklich ein Bekenner wird, müssen die Formulierungen der Feier für ihn Bedeutung haben; sie müssen mit Erfahrung gefüllt sein, so daß der Gläubige sein Leben in die Feier einbringen kann. Der Identifizierung kommt hier eine grundlegende Bedeutung zu. Während er die Heilsgeschichte anhört, wird er in sie involviert. Er ist dann kein passiver Zuhörer mehr, sondern identifiziert sich mit dem »Erzähler« und den Charakteren der Geschichte. Das Erzählen läßt wirklich eine Einheit zwischen Erzähler und Zuhörer durch die Identifikation entstehen. Der Zuhörer ist aktiv einbezogen und in die Geschichte aufgenommen. Diese Identifizierung macht es möglich, daß zugleich Erfahrung der Vergangenheit im heutigen Zuhörer wiederersteht. Die Predigt und die Feier selbst spielen dabei eine unersetzliche Rolle. Sie stimulieren die Identifikation des Zuhörers mit dem Inhalt des »Gedächtnisses«.

Während der Feier werden die Zuhörer durch das »Gedenken« ange-

sprochen und zum Bekenntnis durch die Identifizierung befähigt. Sie erleben aber auch eine Spannung zwischen ihrem Alltag und dem gefeierten Heilsmysterium. Sie wissen um die Bedeutung des Gedächtnisses für ihr christliches Leben. Aber sie können es weder in ihr alltägliches Leben transponieren noch es dort unmittelbar erfahren. Deshalb können sie sich nicht selbständig mit dem Gedächtnis identifizieren, da es »versperrt« ist.

In der Predigt wird das Gedächtnis mit der Situation konfrontiert. Das wird durch die Feier noch verstärkt, so daß die Menschen zu einer suchenden Einstellung bewegt werden, aufmerksam werden auf das Leben. Durch die Feier wird den Menschen das Verlangen vermittelt, ihre Situation mit einer neuen Einstellung zu durchleben: Es wächst in ihnen der Wunsch, die eigene Existenz aufzuhellen. Als Folge davon werden sie die Bedeutung des gefeierten Mysteriums für ihr konkretes Leben entdecken. So werden sie befähigt, die Situationen ihres Alltags anders und voll Hoffnung zu durchleben und sich selbst mit dem gefeierten Mysterium in ihrer Situation zu identifizieren.

Daß die Predigt im Rahmen einer liturgischen Feier vorgetragen wird, eröffnet dem Gläubigen die Möglichkeit, sich mit der verkündigten Botschaft zu identifizieren. Diese wird innerlich vertieft, da sie in der Liturgie anschaulich vor Augen geführt wird. Weiter entsteht eine große Spannung zwischen dem Noch-nicht-Besitz des Heils im täglichen Leben und seiner Feier als bereits realisiertes Heil. Das kann zum ernsthaften Motiv für das Anhören der Predigt und die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst sei. So wird die sekundäre Motivation – Lohn und Strafe – völlig überflüssig; so erfahren die Gläubigen die bereichernde Kraft des Sonntagsgottesdienstes für ihr christliches Leben.

In der Eucharistie erleben sie durch die Begegnung mit Christus, daß die Eucharistie ihr Leben »christusförmig« macht und aus der Gemeinschaft eine christliche Gemeinschaft wird. Sie erfahren den Übergang vom Gedächtnis zum Bekenntnis und dadurch wird ihr Leben aus christlicher Perspektive aufgehellt.

III. SAISONCHRISTEN: EINE PASTORALE ANNÄHERUNG

1. *Der aktuelle sozio-kulturelle Kontext*

Das Problem der Saisonchristen liegt in der Tat in einer Verdunkelung der Verbindung zwischen Glaubensempfang und den Sakramenten. Das wird von unserer heutigen pluralistischen Gesellschaft provoziert. Unsere Welt hat sich dramatisch von einer uniformen christlichen Gesellschaft zu einem ideologischen Pluralismus gewandelt. Das gibt uns auf der einen Seite ein

Gefühl von Emanzipation und Freiheit, auf der anderen Seite aber auch ein Gefühl des Entwurzeltseins und der Unsicherheit. Es ist nicht mehr selbstverständlich, ein Christ zu sein. Die kleine, geschlossene Dorfgemeinschaft, wo man Sicherheit und Frieden erfuhr, ist verschwunden. Die »Konformität« mit dem Rest der Gesellschaft ist der Kirche und dem Sakramentsempfang nicht förderlich. Die Werte der Kirche und die Werte der Gesellschaft driften immer mehr auseinander. Die Spannung innerhalb der Gesellschaft wächst ständig; es gibt in bezug auf die Kirche eine Kontrazialisierung. So entstand eine Krise der Kirchenzugehörigkeit; und die Sakramente sind auch davon betroffen.

In der Vergangenheit bedeutete ein Sakrament zu empfangen, in eine religiöse Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Eine christliche Erziehung war garantiert; alle Institutionen arbeiteten in dieselbe Richtung. Heute ist es anders: Es gibt wohl noch eine Nachfrage nach den Sakramenten, aber nicht mehr nach dem christlichen Leben, das mit ihnen verbunden sein sollte. Die Integrierung in die Kirche wird zunehmend schwieriger, weil die Regelsysteme der Kirche und der Gesellschaft sich immer weiter voneinander entfernen.

Es ist eine Tatsache, daß die Saisonchristen nicht mehr vollständig in der Kirche stehen, aber auch nicht gänzlich aus ihr herausfallen. Einstweilen lebt das Christentum als ein Wertesystem fort, aber losgelöst von der Struktur der Kirche und den Sakramenten. Man kann verschiedene Formen von Gläubigen unterscheiden: diejenigen, die einige christliche Werte leben und diejenigen, die zu Christus und seiner Kirche gehören. All dies findet sich in einem pluralistischen sozio-kulturellen Szenario.

2. Pastorale Funktion: Sozialisation der evangelischen Werte

In dieser Situation muß die Kirche die Verkündigung ihrer Botschaft fortsetzen, sogar dann, wenn die unterstützenden Strukturen (die homogene Gemeinschaft) verschwinden und der Gegendruck der Gesellschaft noch zunimmt. Ich meine wirklich, daß die Religion sich angesichts dieser Lage nur noch in der privaten Atmosphäre der Familie entwickeln kann.

Auf der anderen Seite stellen wir immer noch fest, daß Saisonchristen sich zu bestimmten Gelegenheiten an die Kirche wenden. An den Übergängen im Lebenslauf wollen sie Werte des Lebens fest- und Bedrohungen fernhalten. Alle religiösen Riten haben diese Intention. Unsere Sakramente passen aber nur minimal zu dieser Existenz. Doch liegt gerade hier die Frage der Saisonchristen. Unsere heutige Pastoral betrachtet diese »Bewerber« als »bereits bekehrt« und »sehr interessiert«. Es wird jedem entsprochen, der nach dem »vollständigen Sakrament« verlangt. Wir haben bereits

erwähnt, daß gerade hier die Schwierigkeit unserer ideologisch-pluralistischen Gesellschaft liegt. In der christlichen Gesellschaft hat sie noch funktioniert, weil eine Kontrolle ausgeübt wurde, welche die »Mechanismen der Integration« wirksam steuerte.

In diesen Rahmen fügte sich die sekundäre Motivierung durch Lohn und Strafe vollkommen ein. Wie wir sagten, wird Integration sich heute nicht mehr durch Kontrolle vollziehen können, sondern nur durch Motivation und »Identifikation« mit dem zeugnishaften Angebot der Kirche. Abgesehen davon ist natürlich auch in jeder Bitte um ein Sakrament unterschwellig eine religiöse Motivation zu spüren. Die Sakramentenpastoral sollte darauf besonders eingehen.

Denn jeder möchte eine sinnerfüllte Existenz aufbauen. Am deutlichsten fühlt man dies bei den lebenszeitlichen Übergängen, den kritischen Momenten der Übergangsperioden: Geburt, Reifezeit, Ehe und Tod. Bei diesen Anlässen sollte die Kirche – nachdrücklicher als sie es heute tut – eine ausdrücklich christliche und damit alternative Vision vom Leben anbieten. Die Predigt der Seligpreisungen kann zu einer alternativen Lebensorientierung führen. Der direkte Kontakt mit der religiösen Gemeinschaft sollte dann auch aufgewertet werden. Hier geht es um eine Kontra-Sozialisation gegen das Sinnangebot und die Werte der Gesellschaft.

Das könnte für jedes der Sakramente spezifisch ausgearbeitet werden. Bei der Taufe könnte das neue Leben der Gnade herausgestellt werden, welches ein göttliches Geschenk ist, durch welches das Neugeborene ein Kind Gottes wird und »in die Hand Gottes geschrieben wird«. Es wird in die Gemeinschaft der Gotteskinder aufgenommen und zum ewigen Leben mit Gott bestimmt. Bei der Firmung könnte besonders die Verantwortung des reifen Christen betont werden, seinen Glauben zu verbreiten, seine Freude zu bezeugen aufgrund seiner christlichen Sicht vom Leben. Beim Sakrament der Krankensalbung könnte man auf die Tatsache hinweisen, daß der Christ sich als Kranker oder Sterbender in einer letzten Tat von seinem Leben trennt und daß dies ein Akt der Dankbarkeit sein kann, mit der der Christ sein Leben dem Schöpfer wiedergibt und an sein ewiges Ziel »im Hause des Vaters« glaubt. Das ist etwas ganz anderes, als sein Leben einfach sich auflösen und ins Nichts verschwinden zu lassen. Bei der Eheschließung könnte die Idee des Bundes unterstrichen werden. Es geht um mehr als einen Vertrag, bei dem der eine sich so lange bindet, wie der andre sich an die Regeln hält. Nein, sagt der Christ, die Ehe will Treue in guten und in schlechten Tagen zum Ausdruck bringen und mit Gottes Gnade die Bundestreue verwirklichen, bei der man verpflichtet ist, immer wieder die gute Initiative zu ergreifen ...

Die »kleine« christliche Gemeinschaft sollte dann ein Klima schaffen, in dem diese Sozialisation optimal gedeihen kann. Der Glaube muß andere

infizieren, »Außenseiter«, so wie es auch die Apostelgeschichte beschrieben hat. Der Glaubende muß zeigen, wie der Glaube ihn von Entfremdung, Angst und Einsamkeit freimacht.

Die Pastoral der Saisonchristen geht aus von den Fragen, die diese selber haben. Das müssen nicht christliche Werte sein.

Wie in jeder Pastoral, muß man auch hier mit einer Analyse der Lebenswelt der Menschen beginnen. Doch ist allen Menschen die Aufgabe gemeinsam, nach Sinn zu suchen. In unserer menschlichen Verfaßtheit sind wir hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und Not. Auch hier muß festgehalten werden, daß der einzelnen dies nicht alleine bewältigen kann. Deshalb gründen Menschen eine Gemeinschaft, die dem einzelnen Sinndeutungen anbietet, d. h. Sinn sucht und stiftet. Innerhalb der pluralistischen Gesellschaft muß sich diese Sinnsuche immer wieder neu vollziehen. Sie kann nicht als ein abgeschlossenes Ganzes angesehen werden.

SCHLUSS

Die Sakramente sind nach katholischer Überzeugung »Quelle« und »Höhepunkt« des christlichen Lebens. In den Sakramenten vollzieht sich die Begegnung zwischen dem lebendigen Christus und den Christen. Ohne Sakramente gibt es kein christliches Leben und Wachstum. An seinem Beginn steht Christus selbst, der – durch sein Leben, seinen Tod und seine Auferstehung – Gottes liebende Gnade geoffenbart und verwirklicht hat. Er ist der lebendige Zeuge, das »Sakrament« seines Vaters. Wer ihn sieht, sieht den Vater.

Den Saisonchristen muß der Sinn und die Bedeutung erklärt werden, so daß sie aufs neue zum Sakramentenempfang motiviert werden. Das erfordert die »Oase« des christlichen Lebens, in welcher sich eine neue Sozialisation christlicher Werte vollziehen kann.